

# Die Waschfrau liebt den Lieferanten

**OPER Lebensnah und surreal zugleich ist Rossinis Oper «La Cenerentola» in der Inszenierung des Theaters Biel Solothurn. Die quirliche Produktion ist diese Woche zu Gast in Winterthur.**

Das Aschenputtel hat es neuerdings nicht mit Asche, sondern mit Waschlauge zu tun. Der Stiefvater betreibt ein Reinigungsgeschäft, zwei grosse Automaten sind im Bühnenraum eingebaut. Angelina – so ihr eigentlicher Name – faltet saubere Wäsche, während die verhätschelten Schwestern nur sich selber herausputzen.

Während der Ouvertüre sehen wir Angelina in der Arbeit versinken, die Kundschaft drängt, und wer da alles auftaucht! Bühne und Ausstattung (Alberto Beltrame) schildern mit Liebe zum Detail das Leben in einer italienischen Stadt – vor etlichen Jahrzehnten, sagen Patina und Kostüm samt Unterwäsche (Elena Beccaro).

## Diese Musik rotiert

Das Treiben zu beobachten, ist ein Vergnügen, aber auch die Ohren werden in Bann gezogen. Was unter der temperamentvollen Leitung von Franco Trinca aus dem Orchestergraben kommt, klingt blitzsauber, spannend akzentuiert, prickelnd im Tempo und hat alle melodische Wärme, die Rossinis Musik in ihrer ingeniosen Mechanik eben auch verströmt.

Der rotierende Antrieb dieser Musik, der im berühmten Crescendo rossiniano gipfelt, mag die Assoziation zu den Waschtrommeln nahelegen. Zu erleben ist, wie Rossini manchmal den Schleudergang einlegt, in dem das Ensemble herumgewirbelt wird, und Andrea Bernards Inszenierung lässt auch wirklich die Figuren, Schaum im Gesicht, aus der Waschtrommel herauspurzeln.

So lebensnah das Setting des Waschsaloons, so surreal ist eben, was da geschieht. Das Mädchen an der Theke, so lässt die Verdoppelung der Figuren durchblicken,

träumt ja ohnehin nur ihre Thronbesteigung. Am Ende gilt die Liebe dem jungen Lieferanten. Das Magische, das die «realistische» Gattung Opera buffa ausschliesst – der Philosoph und weise Spielmacher Alidoro ersetzt hier den Feenzauber –, ist so wieder mit im Spiel, und das geht ganz gut auch ohne Märchenschloss und Prinz.

## Mit leichter Hand inszeniert

Fantasievoll, mit leichter Hand inszeniert und manchmal auch überdreht ist dieser Opernabend. Der Traum von der Güte, der für Rossini und die Menschheit ein grosses Thema ist, verflüchtigt sich aber wohl doch ein wenig, wenn die Wandlung des Prinzen zum Comic-Superman schon die Erfüllung darstellt.

Der noble Herzschlag der Musik geht aber im Wirbel dank hervorragender Interpreten nicht unter. Wolfgang Resch darf zwar mit dem Diener Dandini als schwulem Tausendsassa brillieren, Jeanne Dumat und Juliette de Banes Gardonne dürfen sich als die beiden Tussi-Schwestern Clorinda und Tisbe chargierend austoben und tun dies musikalisch verblüffend präzise und betörend kläglich schön.

Michele Giovi in der Buffa-Partie des stumpfsinnig aufgeblasenen Don Magnifico meistert nicht nur die drolligen Plapperarien mit Bravour, er beherrscht auch die kantigen Töne des Haus tyrannen, mit denen er Angelina musikalisch gleichsam aus der Welt schafft. Lisandro Abadie als Alidoro schliesslich bewahrt mit grosszügigem Klang als eine Art Gottschalk auch bei Revue-Gelächter und -Getändel die musikalische Würde der Figur.

## Eine Ahnung von Herzensgüte

Zwei Ausnahmestimmen lassen mit dem zentralen Paar Liebe, Herzensgüte, Jugend und Herrschaft zusammenkommen. Inès Berlet für Angelina wie Gustavo Quaresma für Don Ramiro begeistern mit frischer Ausstrahlung und sensibler Musikalität.



**Fantasievoll, manchmal überdreht:** Die Regisseurin Andrea Bernard verlegt Rossinis Version des Märchens vom Aschenputtel in eine Wäscherei.

Foto: Konstantin Nazlamov

Die französische Mezzosopranistin überrascht mit schlanker und warmer Tiefe für ihr melancholisches Lied und triumphierender Höhe für das Rondo finale, und perfekt glitzern die Koloraturen. Nicht weniger aufhorchen lässt

der deutsch-brasilianische Tenor mit seinem mühelos griffigen Ansatz in der weiten Skala und geschmeidigem Timbre. So ist schon das erste, in Reinheit strahlende Duett der beiden eine Verheissung: «Un soave non so che» –

die Ahnung von den besseren Möglichkeiten des Menschen.

Herbert Büttiker

Donnerstag und Freitag, 19.30 Uhr, Sonntag, 14.30 Uhr, Theater Winterthur.

# Im Informations-Tsunami

**KUNSTHALLE Mit ihren Videos trainiert die chinesische Künstlerin Guan Xiao unser Hirn für die Bilderflut aus dem Internet.**

Kunst ist nicht nur Simulation von Realität. Ihr gelingt oftmals auch die Intensivierung und Verdichtung dessen, was man im Alltag erlebt: die Herausforderung, die längst zur Überforderung geworden ist. Das Schöne an der doppelten Dreifachkanal-Videoinstallation der chinesischen Künstlerin Guan Xiao ist indes, dass man als Betrachter kapitulieren darf, während dies sonst kaum gestattet wird.

In der Kunsthalle kapituliert man auf einem weichen Kissen sitzend vor einer aus dem Internet abgesaugten Bilderflut, die zur Sintflut anschwillt; zusätzlich wird man überwältigt von irren Soundsequenzen und grellen Farbblitzen. Auf die Details der Videos einzugehen, lohnt sich allerdings kaum. Alles stammt aus dem Internet, der ultimativen Fundgrube zeitgenössischer Kunstschaffender.

## Fluten, fluten

In diesen Bildsequenzen eine Ordnung, Struktur oder ein Muster entdecken zu wollen, wäre naiv, so als verfügte die Künstlerin



**Stirbt hier das Individuum?** Guan Xiao konfrontiert uns mit Bildfolgen, die nicht mehr zu verstehen sind.

Foto: PD

über den Schlüssel zum Verständnis der Welt, den der suchende Betrachter nur aufheben müsste.

Darin liegt vielleicht eine Qualität dieser Arbeit. Sie führt den Besucher ohne Gnade an den Punkt, wo er sich eingesteht, nichts mehr zu verstehen. Seine Hirn- und Gefühlsverarbeitungskapazitäten sind nicht auf dem Niveau, um den Bilder-, Ton- und

Licht-Tsunami angemessen verarbeiten zu können.

Nun, hier kann man sich das eingestehen – und gewinnt dabei eine eigentümliche Freiheit und Distanz zu Kulturzwängen (Kunsthalle-Leiter Oliver Kielmayer spricht im Presstext gar von Geniessen). Draussen jedoch muss man agieren, als sei das Chaos zu verstehen, habe man

Komplexität und Mehrdeutigkeiten im Griff, könne man souverän mit ihnen umgehen. Das ist natürlich nicht der Fall.

Doch darin erkennt man die eminent politische Dimension der Arbeit der 35-jährigen Chinesin. Die verunsichernde Datenflut im Internet wird nicht nur in den USA oder Deutschland bewusst eingesetzt, um Verwirrung

zu stiften, Unsicherheit zu verbreiten und die Distinktionslinien zwischen wahr und falsch, Lüge und Fakt aufzulösen.

Gerne erwähnt man in diesem Zusammenhang Steve Bannon, den Guru der neuen Rechten, dem folgendes Zitat zugeschrieben wird: «Flood them with shit» (überflute die Masse mit Scheisse). In der Kunsthalle lernt man, die Konsequenzen zu ertragen.

## Individualität verschwindet

Das Werk der 35-jährigen Xiao, die in Peking lebt, handelt indes auch vom Tod. Nicht vom körperlichen, eher von einem bewusstseinsmässigen: Folgt man dem Zitat oder Titel zur Ausstellung, geht es um das totale Verschwinden der Individualität, die nur noch als Erinnerungsspur in irgendwelchen Tiefen des Bewusstseins schlummert.

Gerne hätte man Spezifischeres dazu erfahren, worüber Xiao spricht: Ob vom Untergang des Individuums im Kollektiv sinomaxistischer Prägung, ob von den aktuellen Identitätsdiskussionen. Oder wird damit einfach ein gescheit klingender Themenfetzen in die Arena der Kunstszene geworfen? *Adrian Mebold*

Kunsthalle, Marktgasse 25. Bis 21. Oktober.

## Unter dem Strich

### Noch ein 50-Jahr-Jubiläum

**N**ein, diese Kolumne ist nicht fünfzig Jahre alt, auch kann ihr Verfasser nicht sein 50-Jahr-Schreibjubiläum feiern. Aber ein Grund zum Feiern liesse sich sicher finden. So schwierig kann es nicht sein, wenn rundherum die Jubiläen aus dem Boden schiessen.

**Übrigens.** Vor zwei, drei Jahrzehnten hätte man noch unbeschadet vom fünfzigjährigen Schreibjubiläum sprechen und schreiben dürfen. Dann trat ein pädagogisch veranlagter Mensch auf den Plan, der sein Leben der Verbesserung des Lebens gewidmet hat. Das Leben würde besser werden, sobald es weniger Fehler gäbe. Er wusste, dass andere seine Leidenschaft teilen und ihn unterstützen würden. Tatsächlich war es leicht einzusehen, dass die Schreibweise «fünfzigjähriges Jubiläum» eigentlich nicht korrekt war. Sie war aber längst üblich, diese Ansicht vertritt auch der Duden: Die Fügung habe sich so sehr eingebürgert, heisst es dort, «dass sie nicht mehr als falsch anzusehen» sei. Die nicht korrekte Schreibweise dürfte auch kaum Anlass zu Missverständnissen geben. Es kommt sehr selten vor, dass wir uns für das Alter von Jubiläen interessieren. Dass eine an sich falsche Schreibweise normal wird, weil jeder sie richtig versteht, das ist auch ein vollkommen normaler Weg, wie sich Sprache ändert und entwickelt. Weil es aber feststeht, dass unser Leben immer besser werden muss – und weil das Ausmerzen von Fehlern so viel Vergnügen bereitet wie die Abfalltrennung und wie überhaupt alles, was man nach Anweisung richtig machen kann –, müssen seither alle die oben gewählte, klobige, aber Gott sei Dank garantiert korrekte Fügung verwenden.

**Aber zurück zum Thema.** Herbst ist die schöne Jahreszeit, in der die Böden in den Foyers der Theater- und Konzertsäle feucht aufgenommen werden, damit alles glänzt, wenn die Premieren-gäste eintreffen. Die Jahreszeit, in der die Veranstaltungskalender sich von alleine füllen. Kurz: Die Konkurrenz ist gross. Da kann ein kleiner Merkmalsvorteil nicht schaden: Wohl dem, der ein Jubiläum zu feiern hat. Die Kulturredaktion kann, ja darf ihn nicht übersehen. Trägt denn der Geburtstag mit seinem Verweis auf das Geheimnis der Geburt nicht bereits das Recht auf eine Rezension in sich?

**Und so gibt es kaum einen Chor,** eine Tanzschule, ein Orchester, einen Künstler oder eine Künstlerin, der, die, das, der oder die nicht ein 5-, 10-, 20- oder 50-Jahr-Jubiläum zu feiern hätte. Auch 7-Jahr-Jubiläen und 13-Jahr-Jubiläen werden uns vorgeschlagen, sie gelten als besonders witzig, weil die Veranstalter mit der Idee zu spielen scheinen, sie würden Jubiläen für unwichtig nehmen. Das Gegenteil ist der Fall! Besonders beliebt sind höhere Jahrezahlen, sie heischen den Respekt, den man dem Alter entgegenbringen soll.

**Je weiter zurück** der Beginn liegt, desto weniger Leute können sich daran erinnern. Man muss nur eine geeignete Zählweise finden. *Helmut Dworschak*